

Nr. 10. Posen, den 6. März. 1892.

Eine Künstlerin.

Novelle von Reinhold Ortmann.

I.

Im bunten Gewühl der Rennbahn — beim großen Herbstmeeting — war es, wo ihre auffallenden Gestalten zum ersten Mal unter dem vornehmen Publikum der Hauptstadt bemerkt wurden. Man konnte nicht eigentlich behaupten, daß sie sich irgendwie hervorgedrängt hätten, und doch waren sie bald genug ein Gegenstand allgemeiner Beobachtung und Neugierde geworden.

„Ein schönes Paar!" hieß es überall, „unzweifelhaft Fremde — aber augenscheinlich aus der besten Gesellschaft! Wie mögen sie heißen? Wer kennt sie? Wie fängt man es an, ihnen vorgestellt zu werden?"

Während der ersten, ziemlich belanglosen Nummern des Rennprogramms hatten sie auf der Tribüne Platz genommen; als dann aber der Kampf um die großen Preise beginnen sollte, waren Beide zum Sattelplatz hinabgestiegen, um sich unter die dort versammelten sporteifrigen und wettlustigen Kavaliere zu mischen. Leicht und graziös schritt die hochgewachsene, schlanke Dame am Arme ihres Begleiters dahin. Sie war ganz in Weiß gekleidet, und das knappe Kostüm, dessen elegante Einfachheit einen auserlesenen Geschmack bekundete, umschloß eine Figur von tadelloser Schönheit der Formen. Der mit kostbaren Spitzen besetzte weiße Sonnenschirm warf seinen leichten Schatten über das reizendste Gesicht, das sich ein Maler zum Modell für eine Verkörperung der lieblichsten Unerfahrenheit und Unschuld nur immer hätte wünschen können. Die großen, dunklen Augen blickten mit so naiver Heiterkeit in die Welt, als wären sie die Spiegel eines reinen, unberührten Kindergemüths, und sie bildeten zugleich einen so wirkungsvollen Gegensatz zu dem üppigen, lichtblonden Haar, daß es begreiflich genug erschien, wenn alle Blicke der unbefangen Dahinschreitenden folgten.

„Welch' ein köstliches Weib!" raunten die Kavaliere einander zu. „Und welch' ein Kontrast zwischen den Beiden!"

In der That mußte der Zufall, der dies Paar zusammengeführt, eine gar seltsame Laune gehabt haben. Auch die Erscheinung des Mannes gab ihm einen unbedingten Anspruch darauf, schön genannt zu werden, aber es ließ sich trotzdem kaum eine größere Verschiedenheit denken als zwischen ihm und seiner blonden Begleiterin. Selbst unter den stattlichsten Gardeoffizieren, die in großer Anzahl auf dem Rennplatz vertreten waren, gab es kaum Einen, der sich an reckenhafter Größe der Gestalt mit ihm hätte messen können. Sein Gesicht war tief gebräunt, wie von den sengenden Strahlen tropischer Sonne, und als einen Sohn des Südens verriethen ihn auch die sinnlich gewölbten Lippen, die kühn vorspringende Adlernase, die funkelnden schwarzen Augen, und das dichtgelockte, tiefdunkle Haar. Er war mit ausgesuchter Eleganz und nach der neuesten Mode gekleidet; aber die Art, wie er den eigenthümlich geformten Mantel um die Schultern geschlagen hatte, erhöhte den fremdartigen Eindruck seiner Persönlichkeit. An der linken Hand, an welcher er den Handschuh abgestreift hatte, blitzte ein Brillant von seltener Größe, und seine Kravatte zierte ein Smaragd, um dessen Besitz ihn manche schmucklüsterne Schöne beneiden mochte. Diejenigen, welche sich in der Nähe des Paares befanden, hörten, daß es sich in tadellosem Französisch mit einander unterhielt, und die blonde Schönheit beantwortete hier und da eine Bemerkung ihres Kavaliers mit einem silberhellen Auflachen von wahrhaft bestrickendem Wohllaut.

Die edlen Pferde, welche um den großen Staatspreis rennen sollten, wurden eben vorgeführt, und Jockeys gingen mit Sattel und Zaumzeug in das Wägehäuschen, um ihr Gewicht feststellen zu lassen. Um einen schlankgebauten Hengst von englischem Vollblut, welcher allgemein als Favorit galt, daher fast bei allen Rennen des Jahres Sieger geblieben war, sammelte sich ein Kreis sachverständiger Sportsleute, und es herrschte unter ihnen nur eine einmüthige Bewunderung für die Schönheit des Thieres.

Auch die beiden Fremden befanden sich in diesem kleinen Zirkel, und der Südländer sagte in französischer Sprache, doch so laut, daß ihn alle Umstehenden vernehmen konnten, zu seiner Dame:

„Man wird sich diesmal täuschen! Ich selbst wäre bereit, jede Wette gegen dies Pferd zu halten."

Ein sehr distinguirt aussehender junger Herr mit einem hübschen, offenen Gesicht, welcher unmittelbar an der Seite des Sprechenden stand, und welcher vielleicht nicht ganz zufällig dahin gerathen war, da die schöne Fremde schon seit geraumer Zeit sichtlich seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, wandte sich mit einer artigen Verbeugung gegen seinen Nachbar.

„Und was veranlaßt Sie zu dieser Vermuthung, mein Herr?" fragte er. „Man glaubt allgemein, daß der „Lancaster" siegen wird, wie er will!"

Er hatte ebenfalls französisch gesprochen, aber mit dem etwas schwerfälligen Accent eines Norddeutschen; darum mußte es als eine besondere Höflichkeit erscheinen, daß ihm der Gefragte in gutem, wenn auch ersichtlich mit einiger Mühe zusammengebrachtem Deutsch Antwort gab:

„Ich wiederhole, daß man sich täuschen wird! Ich sah gestern eine Viertelstunde dem Training der Rennpferde zu, und ich halte zehn gegen eins auf „Lady of the lake“ gegen „Lancaster“.

„Und wenn ich hundert Doppelkronen einsetze?“

„Auch gegen das Zweifache, wenn es Ihnen beliebt, mein Herr. Ich meine“ — und dabei ging ein eigenthümliches Lächeln über sein scharf ausgeprägtes Gesicht, „ich meine, mich auf diese Dinge ein wenig zu verstehen.“

Vielleicht war es nur ein Zufall, daß die schöne blonde Dame in diesem Augenblick den Arm ihres Begleiters etwas stärker drückte. Jedenfalls hatte Niemand das kleine Zeichen bemerkt, als der Sprechende selbst, der sich gegen sie kehrte und ihr — gleichsam wie beruhigend — ein einziges Wort zuflüsterte.

„Ich nehme die Wette an!“ sagte der junge Mann mit einer verbindlichen Verbeugung. Und ich gebe mir zugleich die Ehre, mich Ihnen vorzustellen: Baron Kurt von Treuenfels!“

„Oberst Benito Miramon!“ lautete die Entgegnung. „Ich bin ein Fremder in Ihrem schönen Deutschland, das wir nur auf einen besonderen Wunsch meiner Gattin besuchten.“

Treuenfels verneigte sich auch gegen die Dame.

„So kommen Sie aus Spanien, Herr Oberst?“

Don Miramon lachte.

„O nein, wir hatten eine etwas größere Reise zu machen. Meine Heimath liegt jenseits des Ozeans — ich bin Mexikaner.“

„Und vermuthlich ein Verwandter des berühmten Generals gleichen Namens?“

Der Oberst antwortete nicht sogleich, die unerwartete Frage schien ihn stutzig gemacht zu haben. Aber noch ehe sein Zaudern auffällig erscheinen konnte, fiel seine Gemahlin mit ihrer hellen, wohllautenden Stimme ein:

„Ja, mein Gatte ist ein Neffe des heldenmüthigen Mannes, der seine Treue für den unglücklichen Kaiser Maximilian mit dem Leben bezahlen mußte.“

Der Beginn des Rennens stand unmittelbar bevor; darum war jetzt nicht Zeit zu einem weiteren Eingehen auf den Gegenstand. An den Baron von Treuenfels war ein anderer junger Mann herangetreten, welcher ebenfalls Zivilkleidung trug. Kurt flüsterte ihm einige Worte zu und trat dann an den Obersten:

„Da Sie vielleicht den Wunsch hegen, unsere Wette vor einem Zeugen zu bestätigen, nehme ich mir die Freiheit, Ihnen meinen Freund, den Legationsrath Grafen Jenison, vorzustellen. Der Herr Oberst Miramon hat die Laune, zweitausend Kronen gegen zweihundert auf „Lady of the lake“ gegen Lancaster zu wetten.“

Der Graf überflog die Gestalten der beiden Fremden mit einem scharfen, forschenden Blick. Dann sagte er ruhig:

„Das ist unmöglich. Sie würden zweifellos verlieren, mein Herr!“

„Lassen wir es doch darauf ankommen! Schlägt es gegen mich, so ist das Unglück nicht allzu groß!“

Das Zeichen zum Start war gegeben, die kleine Gesellschaft, welche auf eine so besondere Art mit einander bekannt geworden war, kehrte gemeinsam auf die Tribüne zurück. Alle Gläser und Krimstecher waren jetzt nach dem Sattelplatz gerichtet.

„Die „Lady of the lake“ hat den ungünstigsten Platz erhalten,“ sagte der Graf zu dem Mexikaner. „Sie läuft auf der äußersten Seite der Bahn.“

Auf dem braunen Gesicht des Angeredeten zeigte sich nicht der leiseste Schatten eines Verdrusses.

„Nichtsdestoweniger wird sie siegen!“ entgegnete er mit der unerschütterlichen Ruhe eines Menschen, welchen nichts mehr von seiner Ueberzeugung abzubringen vermag, und seine schöne Gattin fügte heiter hinzu:

„Gewiß! wenn mein Mann es sagt, so wird sie siegen, das unterliegt keinem Zweifel!“

Der Starter senkte seine Fahne und fast Seite an Seite schossen die Pferde in die Bahn hinaus. Der Favorit „Lancaster“ übernahm von vornherein die Führung, dicht gefolgt von zwei oder drei Anderen, die indessen mit jeder Sekunde weiter zurückblieben. Die „Lady of the lake“ war im ganzen Felde die letzte. Mit jubelndem Hurrah begrüßte die Menge das Geschick und die Sicherheit, welche der Reiter des Vollbluthengstes beim Nehmen der Hindernisse entwickelte. Daran, daß er der Gewinner sein würde, zweifelte Niemand mehr. Allmählig aber — und erst fast unmerklich — änderte sich das Schauspiel. Die Anfangs vielleicht absichtlich zurückgehaltene „Lady“ gewann mehr und mehr Terrain. Sie überholte von ihren Mitbewerbern einen nach dem anderen, und im letzten Drittel des Rennens handelte es sich in der That nur noch um einen hitzigen Entscheidungskampf zwischen ihr und dem Favoriten. Mit hochgespannter Erwartung folgte das Publikum dem interessanten Wettstreit, und namentlich auf den Tribünen herrschte eine fast fieberhafte Erregung. Nur der Mexikaner und seine blonde Gemahlin bewahrten ihre vollkommene Ruhe. Um Don Miramons Lippen zuckte es wie ein kleines Lächeln der Schadenfreude, als er Treuenfels' aufgeregtes Gesicht und die verdrießliche Miene des Grafen beobachtete.

Nun waren die beiden Pferde Seite an Seite. Es hatte bis zum letzten Augenblick den Anschein, als ob sie zu einem todten Rennen gleichzeitig durch das Ziel gehen würden, aber in Folge einer geschickten Steuerung durch ihren Reiter gelang es der „Lady of the lake“ im entscheidenden Moment doch noch, einen winzigen Vorsprung zu gewinnen. Mit kaum zwei Nasenlängen blieb sie unbestrittene Siegerin und ein schier unendlicher Jubel begrüßte den triumphirenden Jockey, als er auf dem schweißtriefenden zitternden Pferde im langsamsten Schritt über die ganze Länge der Bahn zum Sattelplatz zurückritt.

Auch Madame Miramon, die sich von ihrem Sitze erhoben hatte, wehte ihm mit ihrem weißen Spitzentaschentuch lebhaft Beifall zu, und in ihrem Eifer mochte sie sich wohl ein wenig zu weit nach vorn geneigt haben, so daß sie für einen Augenblick das Gleichgewicht verlor. Unwillkürlich nach einer Stütze suchend, legte sie ihre schlanke zierliche Hand auf die Schulter des Barons von Treuenfels, und er fühlte, wie für eine kurze Spanne Zeit die holde Last ihrer weichen, schmiegsamen Gestalt auf ihm ruhte. Eine wonnige, berauschende Empfindung bemächtigte sich seiner, und das Blut strömte ihm heiß zum Herzen. Nur mit Mühe widerstand er der Versuchung, das schöne Weib mit einer einzigen raschen Bewegung vollends an sich zu ziehen. Wenn überhaupt eine Regung des Unmuths über seinen Verlust in ihm aufgestiegen war, so hatten diese wenigen seligen Augenblicke jedenfalls hingereicht, sie bis auf den letzten Rest zu verscheuchen und ihn vielmehr in eine fast übermüthig freudige Stimmung zu versetzen. Er reichte der Dame galant seine Hand, und mit einem kleinen graziösen Sprunge stand sie wieder fest auf den Füßen.

„Ich danke Ihnen, Herr Baron,“ sagte sie lachend und unbefangen, aber ihre leuchtenden Augen begegneten dabei den seinigen in einem so vielsagenden Ausdruck, daß eine vermessene und beglückende Hoffnung in dem Herzen des jungen Edelmannes aufstieg. Er war nunmehr fest entschlossen, den günstigen Zufall, welcher diese Bekanntschaft geknüpft hatte, voll und ganz auszunützen, selbst auf die Gefahr hin, in den Augen des Obersten aufdringlich zu erscheinen.

„Sie haben Ihre Wette gewonnen, mein Herr,“ sagt, Graf Jenison, der immer eine kühle und reservirte Haltung beobachtete, „und Sie dürfen in der That stolz darauf seine daß Sie schärfer sehen, als selbst unsere berühmtesten Pferdekenner.“

Don Miramon zuckte gleichmüthig mit den Achseln.

„Nicht Jeder versteht sich auf Pferde, der ein paar Renner im Stall hält!“ meinte er. „Glauben Sie denn, Herr Graf, daß ich eine solche Summe ohne jede Chance aufs Spiel setzen würde?“

„Auch ich theile die Bewunderung meines Freundes,“ erklärte Treuenfels höflich, „und ich bitte Sie, Herr Oberst, einen Ort zu bestimmen, an welchem wir die kleine Angelegenheit reguliren können.“

„Wenn Sie einem Gaste Ihrer herrlichen Kaiserstadt eine Gunst erweisen wollen, meine Herren, so geben Sie uns die Ehre, ein bescheidenes Diner mit uns einzunehmen. A la fortune du pot, wie man es eben in dem improvisirten Haushalt eines Fremden zu bieten vermag.“

Graf Jenison machte ein erstauntes, fast beleidigtes Gesicht. Er war unverkennbar im Begriff, mit einer runden Ablehnung zu antworten, aber Treuenfels kam ihm in seiner Erwiderung zuvor.

„Ich nehme die freundliche Einladung für meine Person sehr gern an," sagte er, „vorausgesetzt, daß Sie mir schon jetzt die Erlaubniß geben, Herr Oberst, Ihre liebenswürdige Gastfreundschaft bei Gelegenheit zu erwidern."

Es war ein mißmuthiger und vorwurfsvoller Blick, welchen der Graf seinem Freunde zuwarf; aber er mochte irgend einen Grund haben, Treuenfels nicht allein in der Gesellschaft der beiden Fremden zu lassen, und so sagte auch er durch eine stumme Verbeugung zu, als sich die schöne Frau an ihn wandte, um die Aufforderung ihres Mannes in den artigsten Ausdrücken zu wiederholen.

In dem eleganten Miethwagen, welcher auf Don Miramon und seine Gemahlin wartete, fuhren die vier Personen in die Stadt zurück. Der Mexikaner erwies sich jetzt als ziemlich schweigsam, und die Kosten der Unterhaltung wurden fast ausschließlich von seiner Frau und dem Baron von Treuenfels bestritten. Im Laufe des Gesprächs hatte sich ergeben, daß die blonde Schönheit nicht gleich dem Obersten aus spanischem Geblüte, sondern die Tochter eines mit Kaiser Maximilian nach Mexiko gekommenen französischen Edelmannes Namens de Lyssac sei. Sie hieß Céleste, und es war in der That mehr als eine leere Schmeichelei, als ihr Kurt von Treuenfels mit auffallender Wärme versicherte, daß er selbst, wenn er heute in die Lage käme, ihr einen Namen zu geben, sicherlich keinen andern wählen würde als diesen. Ueberhaupt hatte sich das Geplauder der Beiden sehr bald von jenem allgemeinen und unverfänglichen Gebiete entfernt, auf welchem sich sonst eine Unterhaltung zwischen zwei Personen verschiedenen Geschlechts, die einander noch ganz fremd sind, zu bewegen pflegt. Sie neckten sich und scherzten mit einander wie gute alte Bekannte und ihre Augen sprachen dabei noch sehr viel lebhafter und verständlicher als ihre Lippen.

Don Benito schien davon nicht das Mindeste zu bemerken. Er schaute ziemlich gelangweilt auf das Gewühl von Wagen und Fußgängern, die sich auf dem nämlichen Wege von der Rennbahn heimwärts bewegten, und ein paar Mal zog er seinen Mantel fester um die Schultern, als wenn ihm, dem verwöhnten Sohne des Südens, die kühle Luft des Spätsommertages ein unbehagliches Frösteln verursache.

In einer der stillsten und vornehmsten Straßen der Hauptstadt lag die Wohnung des Mexikaners. Er hatte eine Reihe von vollständig möblirten Zimmern gemiethet und seine Lebensführung war, wie es schien, auf dem größten Fuße eingerichtet. Wenigstens machte die Mahlzeit, welche ein Diener im schwarzen Gesellschaftsanzuge der kleinen Gesellschaft servirte, der Küche des Gastgebers alle Ehre, und die schweren Weine, welche auf der Tafel erschienen, trugen die allerfeinsten Marken. Oberst Miramon verstand sich augenscheinlich auf diese Dinge nicht minder gut als auf Pferde und er zeigte unter dem Einfluß des feurigen Rebenblutes jetzt auch eine ungleich größere Lebendigkeit als vorhin. Er wußte eine Fülle ergötzlicher Anekdoten zu erzählen, deren Schauplatz übrigens merkwürdiger Weise nie seine mexikanische Heimath, sondern abwechselnd bald London, bald Paris war, wo er sich — wie er sagte — vor seiner Ankunft in Deutschland eine Zeit lang aufgehalten. Freilich streiften seine kleinen Geschichten oft recht bedenklich nahe an Gegenstände, welche man in Gegenwart einer Dame sonst nicht zu erörtern pflegt, aber Céleste hörte ihnen mit ihrem unschuldigen Kindergesicht so unbefangen zu, als begreife sie von alledem nicht das Mindeste, und so wurde das Peinliche solcher Momente wesentlich gemindert. Die Augensprache zwischen dem Baron und dem schönen jungen Weibe aber war während des Diners mit solcher Lebhaftigkeit weiter geführt worden, daß Treuenfels über den Sieg, welchen er da errungen, nicht länger mehr im Zweifel sein konnte, und daß die Flamme einer heißen, verzehrenden Leidenschaft in seiner Brust immer mächtiger und unbezwinglicher emporloderte.

Als die Zigarren gereicht wurden, machte der Oberst dem Grafen den Vorschlag, ihm Einiges von den Merkwürdigkeiten zu zeigen, welche er auf seinen weiten Reisen gesammelt habe, und da Céleste erklärte, sie kenne alle diese langweiligen Dinge zur Genüge, so fand Treuenfels leicht einen schicklichen Vorwand, ihr Gesellschaft zu leisten, während sich die beiden Herren in die anstoßenden Gemächer begaben. Kaum sahen sie sich allein, als der Baron, kaum noch Herr seiner selbst, die feine, weiche Hand des bestrickenden Weibes ergriff und sie ungestüm an seine Lippen preßte. Und sie machte nur einen schwachen Versuch, seine Liebkosung abzuwehren.

„Ich bitte Sie — was thun Sie da! Man könnte uns überraschen!" kam es zaghaft über ihre Lippen, und dies leise Widerstreben war natürlich nur dazu angethan, die Gluth, welche ihn erfüllte, zu noch wilderer Zügellosigkeit anzufachen.

„Sie überliefern mich der Verzweiflung, Céleste, wenn Sie mich zurückstoßen!" flüsterte er mit heißem Athem. „Ich kann nicht mehr leben ohne Ihre Liebe!"

Und die schöne Mexikanerin dachte nicht daran, sich entrüstet von ihm abzuwenden oder gar den Beistand ihres Gatten gegen eine so beispiellose Kühnheit anzurufen. Ohne ihm ihre Hand zu entziehen, hauchte sie wie zu einem letzten ohne mächtigen Versuch, sich der Gewalt seiner Leidenschaft zu entziehen:

„Lassen Sie mich, Kurt! Haben Sie Mitleid mit mir, denn ich bin ein hülfloses Weib!"

„Nein, ich lasse Dich nicht, und wenn es mein Leben kostet! Ich weiß es, daß Du mich liebst — Deine Augen haben es mir längst verrathen! Nun bist Du mein und keine Welt soll Dich mir entreißen!"

Er preßte sie mit stürmischem Ungestüm an seine Brust und seine Lippen brannten auf den ihrigen in einem langen, inbrünstigen Kusse. Céleste hatte sich nicht länger gesträubt; hingebend und willenlos wie ein Kind lag sie an seinem Herzen; sie erwiderte seine Küsse nicht, aber sie duldete sie, und er fühlte das Wogen ihres Busens, wie die Wärme ihrer sinnberückenden Gestalt.

Da schlug der Klang von Stimmen aus dem Nebenzimmer an ihr Ohr und machte ihrer seligen Selbstvergessenheit ein jähes Ende. Céleste befreite sich hastig aus der Umarmung des Barons, sie trat ein paar Schritte zurück und ihr Gesicht war wieder so unschuldig und unbefangen, daß diese plötzliche Wandlung ihren schauspielerischen Talenten in Wahrheit alle Ehre machte. Wäre Don Miramon ein argwöhnischer Gatte gewesen, so hätte trotzdem leicht genug ein fataler Verdacht in seinem Herzen aufsteigen können, denn Treuenfels verstand sich viel weniger darauf, seine Erregung und Verwirrung zu verbergen. Aber der Oberst schien das wahre Muster eines vertrauensseligen Ehemannes. Er nickte seiner Gemahlin zärtlich zu und fragte den Baron lächelnd, ob er sich nicht allzu sehr gelangweilt habe. Um so ernster und strenger erschien das schöne, aristokratische Antlitz des Grafen. Er richtete während der nächsten Viertelstunde nicht ein einziges Wort an Céleste, gab ihr, wenn sie ihn in das Gespräch zu ziehen versuchte, einsilbige, fast unhöfliche Antworten, und verabschiedete sich dann in einer Weise, die auch Treuenfels nöthigte, sich ihm anzuschließen.

„Wir hoffen, Sie bald, recht bald wiederzusehen!" war das letzte Wort des schönen jungen Weibes. „Die gesellschaftlichen Formen unseres Vaterlandes sind etwas weniger steif und förmlich als die Ihrigen. Wir würden glücklich sein, wenn auch Sie sich im Verkehr mit uns dieselben zu eigen machen wollten."

Als Kurt zum Abschied ihre Hand küßte, fühlte er einen sanften, verheißungsvollen Druck der weichen Finger und wie in einem Rausche schritt er an der Seite des ernsten Freundes über die teppichbelegten Stufen des vornehmen Hauses herab.

„Wollen wir eine Droschke nehmen?" fragte Jenison, als sie unten standen; Treuenfels aber erwiderte hastig:

„Nein, laß uns ein wenig durch den Thiergarten promeniren; die Abendluft ist so würzig und der Kopf ist mir doch ein wenig heiß geworden von dem schweren Wein."

Der Graf antwortete ihm nicht, aber er schien einverstanden mit seinem Vorschlage und so schritten sie bald in einem der schönen, doch um diese Stunde fast ganz verlassenen Laubgänge des ausgedehnten Parkes dahin. Das hartnäckige Schweigen, in welchem der Gesandtschafts-Attaché verharrte,

wurde dem übervollen Herzen des Barons bald unerträglich.

„Warum bist Du so wortkarg, Herbert?“ fragte er. „Hast Du gar nichts über unsere interessante Bekanntschaft zu sagen?“

„Nichts weiter, als daß ich diese interessanten Leute für Hochstapler von der gefährlichsten Sorte halte.“

„Ah, das ist stark!“ fuhr Treuenfels auf. „Daraus also erklärt sich Dein fast unbegreifliches Benehmen unsern liebenswürdigen Wirthen gegenüber!“ Und worauf gründet sich Dein sonderbarer Verdacht, wenn es erlaubt ist, danach zu fragen?“

„Auf den ersten Eindruck, den ich empfing, und auf hundert kleine spätere Beobachtungen. Dieser Oberst Benito Miramon hat ebenso wenig jemals den Boden von Mexiko betreten als Du oder ich!“

„Und seine Frau? Wußte sie nicht mit der anschaulichsten Lebendigkeit von ihrem Vaterlande und seinen Eigenthümlichkeiten zu plaudern?“

„Natürlich! Die weiblichen Betrüger sind immer schlagfertiger und gewandter als die männlichen. Sie wird sich eben ein wenig über den Charakter ihrer Rolle informirt haben, ehe sie es übernommen hat, dieselbe zu spielen.“

„Ich möchte Dir doch den dringenden Rath geben, Herbert, in Deinen Aeußerungen über die Dame künftig etwas vorsichtiger zu sein. Ich erkläre Dir ausdrücklich, daß ich ihr eine besondere Hochachtung und Verehrung entgegenbringe.“

„Deine Tollheit wird mich nicht hindern, meiner Meinung mit derjenigen Offenheit Ausdruck zu geben, welche mir gerade um unserer Freundschaft willen geboten erscheint. Diese verführerische Circe hat es wahrlich nicht an Versuchen fehlen lassen, Dich in ihre Netze zu ziehen, und ich muß gestehen, daß mich der rasche Erfolg ihrer Bemühungen ebenso sehr betrübt, als in Erstaunen versetzt hat.“

Treuenfels wechselte ein wenig die Farbe, aber auf seiner Stirne erschien gleichzeitig eine Falte des Unmuths.

„Der Ton, welchen Du da mir gegenüber anschlägst, scheint mir nicht ganz angemessen,“ sagte er. „Ich glaube weder eines Vormundes noch eines Sittenpredigers zu bedürfen.“

Der Ausdruck seiner Worte war ein ziemlich gereizter, aber sie vermochten trotzdem die überlegene, kaltblütige Ruhe des Grafen nicht zu erschüttern.

„Es gehört zu den unangenehmen Pflichten eines Freundes, je nach den Umständen das Eine oder das Andere sein zu müssen,“ erwiderte er ernst. „Deine beleidigte Miene wird mich nicht beirren; denn sie ist im Grunde nichts als die wohlfeile Maske eines schlechten Gewissens.“

„Herbert! Du bist im Begriff, die Vorrechte der Freundschaft, auf deren Pflichten Du Dich mit so viel Feierlichkeit berufst, über Gebühr zu mißbrauchen.“

„Willst Du denn wie ein Blinder oder wie ein Wahnwitziger in Dein Verderben rennen, Kurt?“

„Ich werde Dich jedenfalls nicht zwingen, mich auf dem Wege dahin zu begleiten.“

„Sehr wohl! Du bist berechtigt, meine Warnungen zurückzuweisen; aber Du wirst mich nicht hindern können, Dich durch andere Mittel, und wären sie auch etwas gewaltsamer Natur, auf den Weg der Ehre zurückzuführen.“

Treuenfels war stehen geblieben. Seine Lippen zuckten und in seinen blauen Augen zuckte es zornig auf.

„Laß uns das Gespräch abbrechen, Herbert,“ sagte er, sich mühsam bezwingend. „Ich würde es bedauern, Dich für Deine beleidigenden Worte verantwortlich machen zu müssen.“

„So bin ich genöthigt, es darauf ankommen zu lassen. Ich betrachte mich nicht nur als Deinen Freund, sondern auch als denjenigen eines edlen, verehrungswürdigen Wesens, welches Du eben auf eine unverantwortliche und unwürdige Weise verrathen willst.“

(Fortsetzung folgt.)

Heiteres.

Grüneberger Kunde.

Ein Reblausvolk am Rheine
Entsandte Kolonie'n,
Da sah man eine kleine
Armee nach **Grünberg** zieh'n.
Bald sog an jedem Wurzelstock
Mit heißem Durst ein halbes Schock,
Das unersättlich schien.

Als man in jenen Tagen
Die schlimmen Gäste fand,
Da ging ein lautes Klagen
Durch's ganze Schlesierland.
Es kam die hohe Polizei
Und sprach, daß zu vertilgen sei
Die Brut durch Mord und Brand.

Die Winzer waren schlauer,
Und Keiner rührte sich,
Sie sah'n es ohne Trauer,
Wie sie der Feind beschlich.
Die Winzer siegten ohne Kampf —
Denn andern Tags am Magenkrampf
Das Reblausheer verblich.

* * *

Aus der guten alten Zeit. In den Akten einer Dorfgemeinde im Bunzlauer Kreise befindet sich ein Protokoll folgenden Inhaltes: „Actum de 26. Dezember 1847. Nach Vorladung wurde heute Gemeindeversammlung abgehalten, wozu alle erschienen. Es wurde weiter nichts gemacht, als auf dem Schullehrer und dem Schulrevisor herumräsonnirt. L. . . ., Gerichtsschreiber.

* * *

Der Herr Pfarrer muß es wissen. Der Dekan fragt den kleinen Xaver: „Kannst Du mir sagen, wie viel Personen in der Gottheit sind?“

Darauf der Kleine treuherzig: „Noi, Herr Deka, dös kann i net, aber vielleicht ka der Herr Pfarrer Auskunft ga!“

Zum Humor der Professoren. Ein ausgezeichneter Berliner Kirchenhistoriker unterrichtete in früheren Jahren auch am Joachimsthaler Gymnasium. Als er die Primaner eines Abends zu einer Stunde überraschte, wo sie schon zur Ruhe sein sollten, erhielt er auf seine Frage, was sie denn noch trieben, die Antwort: „Wir beobachten nur die Sterne.“ — „Aber meine Herren,“ bemerkte der Professor, „das können Sie doch auch bei Tage!“

* * *

Ein schmackhafter Grund. Rekrut (der den Urlaub überschritten: „Herr Feldwebel, noch einen Grund —“
Feldwebel: „Das ist mir Wurst! —“
Rekrut: „Ja, ich hab' auch eine.“
Feldwebel: „Heraus mit dem Grund!“

* * *

Leere Worte. Theaterdirektor: „Fräulein Elfriede, Sie haben heute Abend so hinreißend getanzt, daß ich Ihnen meine Bewunderung und meinen Dank aussprechen muß. Das Publikum war entzückt und ich mit ihm.“

Tänzerin: „Ihre Zufriedenheit mit meinen Leistungen ehrt mich, Herr Direktor; nur schade, Ihr Dank besteht immer nur in Worten.“

Theaterdirektor: „Aber in warmempfundenen.“
Tänzerin: „Leider auch schmucklosen.“

* * *

Die Tochter ihres Vaters. Herr: „Darf ich um den nächsten Walzer bitten, gnädiges Fräulein?“ — Bankierstochter (ihre Tanzkarte zeigend): „Bedaure sehr — bin schon überzeichnet.“

Verantwortlicher Redakteur: A. Beer in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.